

Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 21

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 20. Mai

Zwei Gedichte von Rosa Weibel.

Frühlingsabend.

Nachdr. verboten.

Ein zarter Duft von Blüten Schnee und Slieder,
Ein Vogellaut, dann alles still und stumm.
So süß und schwer durchströmt es meine Glieder,
Ich möchte weinen und weiß nicht warum.

Es stirbt wohl nie das ewig junge Sehnen,
Das wie ein heiliger Quell die Seele tränkt,
Laß meine Stirn an deine Schulter lehnen
Und laß mich fühlen, was dein Herze denkt.

Schon zünden Kerzen vom Kastanienbaume,
Wie gütig leuchtet uns solch Blumenlicht!
Und wie am abendstillen Himmelsraume
Das große dunkle Schweigen göttlich spricht!

Du, sag . . .

Nachdr. verboten.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendchein,
Traumverloren und Hand in Hand,
Ein Glockenton, verschattetes Land,
Kirschblütenregen, Tau in den Bäumen,
Purpurne Wolken an Himmelsräumen.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendchein,
Ein letzter Ruf durch den müden Tag,
Nicht lauter als Vogelflügel Schlag,
Verblässende Glut, verklingendes Hämmern,
Sanftes, sachttes Hinüberdämmern.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendchein,
Umhleierte Berge, verlorener Rauch,
Flüsternde Aehren im Abendhauch,
In fernen Fenstern ein flackerndes Brennen,
Und goldene Lichter, die wir nicht kennen.
Du, sag, wie müßte das sein?

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

2.

Wenn Lisbeth so verträumt darsaß, so glied sie einem Bilde, das im Wohnzimmer hing und das die Mutter des Bürgermeisters darstellte, eine Ausländerin, die an Melancholie gelitten hatte und in diesem Zustand gestorben war. Frau Altmann, die das Bild nicht gerne mochte, bemerkte die Wehnlichkeit eines Tages, und nun ermunterte sie Lisbeth, wenn sie sie einmal nicht bei der Arbeit traf: „Mädchen, Mädchen, frisch, rege die Glieder, es gibt genug zu tun; nur nicht so in die Welt hineinstauen!“ Frau

Altmann selber war die tätige Frau in Grafeneck. Sie hatte ihr Leben lang zwei Dinge getan: ihrem Mann in allem gehorcht und das große Hauswesen, das ihr die fremdländische Schwiegermutter etwas verlottert hinterlassen hatte, zu einem Musterhaushalt gemacht und als solchen geführt. Die Vorbildlichkeit ihres Hauswesens hätte sie gerne auf ihre ganze Lebensumstände ausgedehnt. Erwins körperliche Kümmerlichkeit und Christians Widerstände waren die trüben Punkte im Bilde ihres Wirkungskreises. Der

Bürgermeister bekräftigte ihr Streben nach einem tadellosen und gleichmäßigen Lebenswandel und setzte ihm seine Energie zu, den harten Willen, mit dem er jahrzehntelang durch Fleiß und unerbittliche Selbstzucht an der völligen Herstellung des Familienansehens gearbeitet hatte.

Lisbeth konnte sich an jene Zeit nicht mehr erinnern. Sie kannte den Vater nur in seiner auch in der Familie gesteigerten Autorität als Bürgermeister. Sie wußte auch, was sie selber als Bürgermeisterstochter schuldete, und dies Bewußtsein war, ohne daß sie vielleicht je darüber nachgedacht hatte, so in ihr Wesen übergegangen, daß es ihre Haltung auf der Straße, in der Kirche, in Gesellschaft, aber auch zu Hause in ihrem eigenen Zimmerchen bestimmte. Es bildete eine unsichtbare Mauer um sie.

Wohnte es hieran liegen, daß die schöne Lisbeth bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahr als lediges Fräulein zu Hause blieb und unter Aufsicht der Mutter das häusliche Tagewerk verrichtete? Und doch hatte sie Jahr für Jahr beim Sommerfest auf der Bastei unterm Sternenhimmel getanzt mit Hoch und Niedrig, wie es die alte Grafeneder Sitte wollte, der sich der Bürgermeister mit seiner Familie nicht entziehen durfte; doch hatte sie schon als Mädchen mit hängenden Zöpfen und Platterröden ihren Tanzstundenwinter gehabt; doch war sie die schönste Brautjungfer an der Hochzeit ihrer Freundin Eva gewesen. Und sie hatte dies alles mit ihrem warmen Gefühl in Vorfreude, Genuß und Erinnerung durchlebt und es bildete für sie den Stoff ihrer Träume, so wie Rittersagen und wundersame Meerfahrten die Phantasie des budligen Bürgermeistersleins erfüllten.

* * *

Es war in Lisbeths letztem Schulwinter, als die besseren Familien von Grafeneder ein Tanzkränzchen für ihre Jugend einrichteten. Im Haus zur „Blume“, in Architekt Altmanns kleinem Ahnensaal versuchten die Jünglinge und Mädchen ihre ersten gesellschaftlichen Künste.

Unter den Altmannschen Ahnen, die aus reichen Goldrahmen heruntersehen, die Herren mit Spitzenjabots und weißen Perrücken, die Damen mit weitem Ausschnitt, mit Brofatgewändern und gepudertem Haar, unter den Blicken dieser altertümlichen Gesellschaft saßen die jungen Damen und Herren von Grafeneder, die Jünglinge an der einen, die Mädchen an der andern Seite des Saales. Sie saßen auf unbequemen, hochlehnten alten Stühlen, vor einer goldbraunen seidenen Tapete und unter den Blumengewinden der Deckenstuckatur, die in den vier Zimmerecken von weißen Amoretten gehalten wurden. Durch breite Fenster sah man spitzgiebelige Dächer in der Abendsonne glänzen. An der schmalen Seitenwand saß Frau Altmann oder eine andere der Mütter, um über die Jugend zu wachen. Sie nickte den Ungelenten ermunternd zu und lächelte über kleine Mißgeschick, während die schrille Stimme der Tanzlehrerin Anweisungen erteilte und sich einzelne Paare links und eifrig um ihre Achse drehten.

Die Mädchen kamen und gingen eine Viertelstunde vor den Herren; so wurden gemeinsame Wege vermieden. Aber es bedurfte nicht des stillen Nachhauseweges, um sich ein sinnreiches Wort zu sagen, eine bedeutungsvolle Aufmerksamkeit zu erweisen. Wenn Lisbeth später an jene

Zeit zurückdachte, so schien sie ihr köstlich in ihrem Reiz der verheißungsvollen Vorahnungen, als die Gefühle nur wie geträumt schienen und noch losgelöst waren von den Wünschen und Plänen für das Leben.

Lisbeth war eine bevorzugte Tänzerin; aber sie machte sich nicht viel aus den jungen Grafeneder Schwerenötern. Sie fand ihre Komplimente aufdringlich und lachte laut heraus, wenn sie ihr zu läppisch waren. Nur einer hatte sich durch Zurückhaltung hervorgetan und sie nur mit stummen Blicken gegrüßt. Das war der Apothekerssohn aus dem „Widder“, Alfred Eberlin. Er mußte unter den andern jungen Leuten bald auffallen; denn er hatte nicht das unfertige, stoppelbärtige Gesicht, die ungelente Jünglingsgestalt und die Gebärden ungebändigter Kraft wie seine Altersgenossen. Er war eine fertige, ebenmäßige, wenn auch schwächliche Gestalt, und aus seinem schmalen Gesicht mit der mädchenhaft schönen Haut schauten die Augen nachdenklich und fast scheu in die Welt.

Er hatte Lisbeth nie zum Tanzen aufgefordert, und als sie endlich durch Zufall zusammenkamen, wußte er nichts zu sprechen und hielt sie so lose im Arm, daß sie einander fast verloren. Seine Schüchternheit aber machte Lisbeth mutig, und sie fing an: „Wir kennen uns noch gar nicht.“

„Ein wenig,“ sagte Eberlin und lächelte vor sich hin.

„Warum eigentlich?“ fragte sie lustig weiter.

Da wurde er rot und sagte leise: „Sie sind etwas größer als ich.“

Run lachte Lisbeth: „Und Sie dachten deshalb —? Ich habe es gar nicht bemerkt, weil Sie so schlank sind.“

„Sie sind sehr groß für eine Frau,“ sagte Eberlin, und es lag eine tiefe Bewunderung in seinem Ton. Lisbeth fühlte sich mit einem Male sehr glücklich und sicher. Sie plauderte nun fröhlich weiter; aber ihr Tänzer blieb bei seinem ehrfürchtigen Ton. Sie ahnte nicht, was für ihn diese Minuten bedeuteten und wie er sie in der nächsten Nacht immer wieder durchlebte mit Entzücken und Entsetzen über sein eigenes Gefühl.

Run war der Anfang gemacht und sie tanzten in jeder Stunde ein paarmal miteinander. Lisbeth bemutterte den scheuen Eberlin ein wenig. Sie hatte mit ihrer Freundin Eva herausgebracht, warum der Apothekerssohn schüchtern war als die andern. Er war mutterlos und ohne Geschwister aufgewachsen. Früher hatte eine Tante dem Apotheker das Hauswesen geführt; dann waren Haushälterinnen eingezogen, „dicke Weiber mit roten Händen, die eigentlich nichts anderes waren als Köchinnen“, wie Eva sagte. Da hatte der kleine Alfred wohl kein gutes Leben gehabt. Der Apotheker war ein unterlehter, roter, jähzorniger Herr, den man in der Apotheke herumpoltern und mit seinen Gehilfen zürnen hörte. Das waren auch keine guten Bedingungen für das Leben des Sohnes. Lisbeths Neigung für Eberlin war deshalb mit einem stillen Mitleid vermischt und das machte sie wärmer und zutraulicher im Verkehr mit dem hübschen, scheuen Menschen.

Die beiden sprachen meist von sehr vernünftigen, naheliegenden Dingen, von der Schule oder von Büchern, die Eberlin las. Und Lisbeth erfuhr zum ersten Male, daß man neben dem alltäglichen Leben noch ein zweites führen könne, ein höheres, glücklicheres, wunschloses Leben in den

Gedanken. Nun fing sie auch an zu lesen; aber sie merkte bald, daß die Bücher, die man ihr zu Hause gab, nicht die richtigen waren und daß sie es auch nicht verstand, so zu lesen wie Eberlin. Und sie sagte zu ihm: „Meine Bücher sind alle spannend oder dumm; entweder legt man sie gleich wieder weg oder man bekommt einen roten Kopf davon.“

An diese Aeußerung erinnerte sie Eberlin, als er in der letzten Tanzstunde, der verlängerten, die eigentlich ein kleiner Ball war, mit ihr in einer Fensternische stand und nun aus seiner Rocktasche mit hastigen Fingern ein dünnes Büchlein zog, es Lisbeth in die Hand preßte und sagte: „Bitte, behalten Sie's! Es ist weder dumm noch spannend, wie Sie von Ihren Büchern sagten.“ Lisbeth war sehr verlegen; aber da sie nicht wußte, wie sie eine Ablehnung einleiten sollte, behielt sie das Büchlein in der Hand und bedankte sich.

Als sie es zu Hause aus der Manteltasche zog, sah sie, daß auf dem einfachen braunen Einband in goldenen Buchstaben stand: „Joseph Freiherr von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts.“ Und auf der ersten Seite las sie in Eberlins Schrift: Fräulein Lisbeth Altmann von A. E. 27. März 1896.

Daß Lisbeth dieses Büchlein niemandem zeigte und es in ihrer Kassette verschloß, war die erste Heimlichkeit, die sie in ihrem Leben beging. Wochenlang plagte sie sich mit dem Entschluß, das kleine Geschenk der Mutter vorzuweisen; aber sie brachte es nicht übers Herz. Es war ihr, als könnten der Blick und die Worte der Mutter dem Büchlein wehtun und sie bekam es doch von Tag zu Tag lieber, als sie nun den Geber nicht mehr sah und ihre Unterhaltungen mit ihm zu entbehren anfang. Sie hatte das Buch in den stillen halben Stunden nach dem Mittagessen, der einzigen Zeit, über die sie frei verfügen durfte, gelesen; und der lebenswerte, fröhliche und träumerische „Taugenichts“ vereinigte sich in ihren Gedanken mit der Erinnerung an Eberlin. Sie beschäftigte sich viel mit dieser aus Wirklichkeit und Dichtung gemischten Gestalt in dem langen, stillen Jahr, das nun folgte, als sie die Schule verlassen hatte und in Grafened blieb, während ihre Freundinnen im Pensionat weilten. Es war eine stille Zeit im Bürgermeisterhause, und obwohl Lisbeth die häusliche Tätigkeit liebte, mit der ihre Tage ausgefüllt wurden, so waren Gemüt und Gedanken doch unbefähigt genug, um Erinnerungen und Wünsche zu pflegen. Sie sah Eberlin fast nie; denn er arbeitete erst für sein Examen und bezog dann die Uni-



Jean Léonard Eugardon. 1841: Arnold von Melchtal. (Museum in Genf.)

Aus der Reihe der großen Genfer Maler, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das schweizerische Kunstleben hervorragend befruchteten, ragt der Historienmaler Jean Léonard Eugardon (1801—1884) ganz besonders hervor. Zahlreiche Bilder von ihm („Die Befreiung Bonnivards aus dem Schloß Chillon“, „Tell rettet Baumgarten“, „Der Schwur auf dem Rüttli“) sind durch Reproduktionen populär geworden. Aus dem Tell-Sagenkreise, den er liebte, stammt auch der Vorwurf zu obigem Bilde. Es erzählt mit dramatischer Lebendigkeit die Melchtalsage, aus der es den fruchtbarsten Moment darstellt. Schillers Text mag dem Maler vorgeschwebt haben: „In die Seele schnitt mir's, als der freche Bube die Ochsen, das schönste Paar mir von dem Pfluge spannte. Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl der Ungebühr und stießen mit den Hörnern . . . und, meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten.“

versität; aber wenn sie ihn in den Ferien einmal antraf, so wurde ihr heiß vor Freude, und sie sah an seinem geröteten Gesicht, daß auch ihm die Begegnung nicht gleichgültig war.

Lisbeth stand im achtzehnten Jahr, als sie zum erstenmal am Basteifest mittanzten durfte. Diese Feier war ein uralter Brauch, den die Stadt zur Erinnerung an den Sturz der Grafen von Grafened eingeseht hatte. Seit Jahrhunderten versammelten sich die Grafeneder an einem schönen Sommerabend auf der Bastei und vergnügten sich schmaufend und tanzend da oben bis tief in die Nacht hinein. Hoch und Niedrig war geladen. Jeder hatte selber seine Zecher zu bezahlen; aber die Stadt sorgte für Musik und Beleuchtung.

Durch dunkle Gewölbe schreitend, die im Innern der Bastei in breiten Windungen aufwärts führten, gelangte man auf die runde Terrasse, die mit Zinnen umgeben war, zwischen denen noch alte Kanonen ihre Rohre hindurchstreckten. Die Terrasse bot für viele Hunderte von Menschen Platz. In der Mitte war ein roh gepflastertes Rondell, auf dem am Festabend die Tische und Bänke standen. Ringsherum wand sich ein mit großen, ebenen Steinplatten belegter Gang; das war der Platz für die Tänzer. Das Grafeneder Basteifest war weit im Lande berühmt und es gab im nähern Umkreis kaum einen Einwohner, der nicht wenigstens einmal dort oben unterm Sternenhimmel mitgetanzt und geschmaust und den zauberhaften Blick über Strom und Land in sommernächtlicher Dämmerung in sich aufgenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)